

Sprüche.

Magst Du nicht zu mancher Zeit, Wenn das Leben Tag' und Nacht Farblos aneinanderdreht. Daß es keine Frucht Dir brächte?

Keinem Wasser gleicht es dann, Das der Farbe muß entbehren, Doch die schlichte Welle kann Dich erquiden, Härten, nähren.

Paul Henje.

Die leicht empfindlich sind und leicht bereuen,

Die, meinst Du, sind am leichtesten zu behandeln.

Ich aber mag mich mehr der andern freuen,

Die schwer ergrünet sind und nicht leicht zu wandeln.

Friedmann.

Ein Stiefkind des Glücks.

Von Maria Antoinette von Martovics.

Eine böse Fee hatte der armen Marianne den Kummer in die Wiege gelegt. Kein Wunder war es, wenn dem armen Menschenkinde die Augen gar se getrübt waren. Hatte sie doch ihr Leben von niemand Lieb' erfahren, dagegen viel Hohnheit von der Welt, ja, vom eigenen Vater erdulden müssen. Und warum lag das graue Glend wie ein Schatten auf ihr?

Marianne, sonst schlant und zierlich gebaut, hatte das nicht unedle Gesicht überhäuft von Sommerprossen, und von ihrem Haupte strömte auf den weißen, zarten Nacken eine Fluth — brennrothen Haares hernieder.

In ihrem Heimathsdorfe hieß sie nur die „rothe Mariante“, und die Dirnen spotteten über sie, wie die Büschel ihr auswichen über ihr hübsches und rothe Scherze nachriefen. — Auf dem Tanzboden, zu dem sie sich früher manchmal geschickelt, sah sie in einsamen Winkel neben den Musikanten, die sie netzten und nur dudelten, lächelnd ihr Vater, berauscht, mit der Faust auf den Tisch schlug und sie beimgehen hieß.

Und doch war Marianne brav, fleißig und sitzhaft, und hatte mehr Herz und Gemüth, als sonst eine im Dorfe.

Auch fromm war die „rothe Mariante“, und wenn sie in der stillen Dorfkirche geschäftig die Geräthschaften, die Heiligen, Engeln und Kirchengesänge abhörte, die Leuchter und Vasen mit Wachskerzen und Blumen bestellte, so triete sie vorerst immer ein Weilschen in stummem Gebet vor dem Bilde der heiligen Jungfrau.

Frei und Abends, und wenn es eine Leiche gab, verließ Marianne des Vaters Dienst. — Sie mußte nämlich das Seil der Kirchenglocken ziehen und läuten, und ihre jungen Füße machten den Weg zwischen staubigem Gehält über die alten holperigen Treppen, an Gullennehern vorüber, hinauf und hinab, des Tages oft drei bis viermal.

Aem dann der Aite, der Müller und Thürmer, nach Hause, betrunken, wie stets, so überhäufte sie die Arme gewöhnlich und zog sich an den biden brennrothen Flechten durch das Zimmer.

Schon Mariannens Mutter hatte sich ein Leben geführt, aber der Tod hatte sie befreit, als das Kind kaum drei Jahre zählte.

Seitdem war der Müller und Thürmer Balthasar Enzian nur noch roher geworden, und das heranwachsende Mädchen hatte noch keinen frohen Augenblick gehabt, obwohl sie die kleine Wirtshaus nach Kräften ehrlich, treu und sparsam zusammen hielt.

So war Marianne neunzehn Jahre alt geworden. Da kam zu dem elenden Leben noch eine neue Noth — Marianne liebte.

Im Hochsommer ging sie eines Mittags, nachdem sie für die schöne verlorbene Leinwand vom Schulhof geläutet, durch den schweißig im hellen Sonnenglance daliegenden Gottesacker. Vor ihr her gautelten in der trüben, heißen Luft zwei Citronensaft. Schwalben flogen vorüber und hasteten sich im Sonnengold. Sonst nichts Lebendiges, und selbst die Wolken hanteten in der Sonnenluft wie große vergrauberte weiße Schwämme mit breiten Flügeln am Himmel. Es war kaum zu atmen.

Jetzt bellte ein Hund. Laut drang's durch die stille Luft. Und da kam ein Storch eben flügelstreichend und ließ sich klappernd auf die grüne Wiese nebenan nieder.

Marianne haschte nach einem der Schmetterlinge — aber er war behender als sie und entflo; die Bienen und Fliegen summteten über den Spinnweben und Staub umhüllten Blüten. Ach, — wie heiß es doch war!

Des Mädchens schmachtiger Leib stiedte in einem abgenutzten Kleidechen, das viel zu kurz, wie feinen Ankel und den kleinen Fuß sehen ließ, der selten einen Schuh getragen.

Das Fadenscheinige, doch reine und weiße Oberhemd schmiegte sich eng an die hübschen Formen des jungfräulichen Busens; der zartweiße Hals war ganz unbedeckt. Zwei lippige Flechten des gellrothen Haars hingen über den Nacken herab, und die schönen blauen Augen bargen eine rechte Fülle von Weh und Leid.

Blöthlich stutzte die Marianne und blieb stehen. Sie glück in ihrer Anmuth und Natürlichkeit einem lauschenden Häschen. Neben einem frisch aufgeworfenen Grabe sah ein junger und schöner Bursche, der neugierig

nach Mariannen sah und sie ansprach:

„Du hascheft Schmetterlinge, Dirndl? In der Hüg', wo die Sonne ihren goldenen Fächer auspannt? Wehst denn — he?“

Freundlich und doch recht scharf und verlegen antwortete das Mädchen: „Ei! Ich bin Marianne, des Müllers und Thürmers Tochter! Je — und Du?“

Er war von jenseits des Waldes und hatte held des vereinsamten Dirndls Vertrauen gewonnen; sprach doch sonst niemand mit ihr.

Wald kam er oft und öfter, Abends, nach dem Besperkläuten, und sagte Mariannen viele süße Worte; und sie sahen beisammen auf der Schwelle der rüchmüthigen Kirchthür, vor der ein breiter Grabstein die Ruhestätte des vorlehten Herrschaftsbeyers bezeichnete. Oder sie wandelten still, sich umfongen haltend, durch den Gottesacker, wo für die Ewigkeit gefast war, und schauten hinauf zum Firmament, um die blinkenden Sternlein zu zählen. Da und dort fiel eines der Sternlein vom Himmel, dann wünschten sie sich eilfertig etwas Schönes und Glückliches, und der Bursche lachte stinn und verzog die süßen rothen Lippen Mariannens.

Marianne glaubte den süßen Worten und feurigen Klüssen des Lodenbader Hans, und erregte daheim geduldiger noch die Schläge des Vaters. Ihr junges Herz flammte in Liebe und keuscher Sehnsucht auf; im Traume erblickte sie nur noch die schwarzen blickenden Augen ihres Geliebten.

So tam der Winter heran und Hans Lodenbader nahm Abschied bis zum Frühling: Er müsse jetzt in seine Heimath, nach Freundschafft und Sippe schauen — aber er komme wieder zurück, sobald die Anseln fingen würden.

Und Marianne sah daheim im kalten, einsamen Stübchen und spannte und lächelte und gedachte ihres Hans, dem sie grenzenlos vertraute. Und wenn sie bei schneibender Kälte den alten Kirchthurm bestieg, so hielt sie ringsum in der Segend Ausschau.

Wo — nach welcher Seite lag wohl seine Heimath?

Et hätte die Krähen und Dohlen, die das alte Gemäuer umflatterten, fragen mögen — oder die alte Thurmuhr, die so einformig ihr lautes „Tid — Tid — Tid — Tid“ erschallen ließ: Wo weilt mein Liebster?

Ach, er dachte gewiß an sie, wie sie an ihn — waren sie nicht unter tausend Klüssen geschieden? Gewiß, die Welt war doch lustig, und schön war's, in ihr zu leben; man mußte nur lieben und geliebt sein — dann lohnte sich's schon!

Die Anseln waren nun da, nur Marianne harnte ihres Burschen.

Hans Lodenbader kam nicht. Wohl zwanzig Mal des Tages lief sie die holperige Treppe hinauf. Da — das war er wohl, der Hans! — Ach, nein! Nur Pfarrers Voisl, der Knecht, mit dem lahmen Beine und dem struppigen Haar.

Aber dort — dort zeigte sich eine schlante, eckmähige Gestalt, und ein blaufarbiges Halstuch — ach nein! Das war der Horkgehülse vom Nachbartorf, der für sie nur immer rothe Spottreden hatte.

Hans Lodenbader kam nicht, wie sehnsüchtig auch die blauen Augen nach ihm ausschauten, wie oft auch der alte, schwere Thronenschleier sich in ihnen bliden ließ.

Da ging sie eines Abends — der Wein blühte schon — am Hofe des reichen Pannbauers vorüber. Eine wohlbekannte Stimme schlug an ihr Ohr — ein Bursche hielt eine hübsche Dirne umfaßt und neckte und küßte sie.

Marianne erstarrte das Herz in der Brust — ihr Fuß wuzelte am Boden.

Da kamen die beiden Schättern den nach ihr, und Hans Lodenbader — ihr Hans — er war es wirklich — rief auflodend herüber: „Ach, — sieh da, die rothe Mariante! — Kommt grad' recht! Bruch' ich Dir dein Abschiedsbriefchen zu schreiben! In drei Wochen kehrt' ich die Kreuzerz, da, dem Pannbauer seine Tochter! Du tann' zu Hochzeit läuten. Du Rothe!“

Wie von Furien erdewält, verfolgt von dem Gelächter des Teufels und seiner Dirne, lief die arme Marianne heim und warf sich laut aufschluchzend auf ihr Lager. Alle Qualen verarbeiteter Liebe zerstückten ihr armes Herz. Wie im Traume wollte sie Tags unruher, um Nachts wieder durch wirre Träume um ihre Ruhe betrogen zu werden.

Was suchte und schmerzte denn da unter dem Wleder in ihrer Brust? Schauer, bald glühend, bald eifig, flogen durch ihren schlanken Körper, die Thänen stoffen über die blaffen Wangen; oft stockte der Athem. —

Dann lief sie hinüber zur stillen, schattigen Kirche und lag vor dem großen Madonnenbilde auf den Knien. Sie faltete die Hände und betrogte mühsam die Lippen zum Gebet — aber das Beten war jetzt so schwer, weil sie immer das Spottgelächter des Teufels, Wortbrüchigen in den Ohren hörte.

Der Vater, der trotz seiner Trunksucht bald sah, wie sie den Dienst und das Hauswesen vernachlässigte, schlug sie, doch sie fühlte dies Glend nun gar nicht mehr. War doch das Herz innen so weh — wie hätte sie wohl von außen die kleinen Wunden gespürt?

So tam der Hochzeitstag des Hans mit der ledigen Pannbauer Creszeng heran. Die Marianne war die ganze Nacht nicht in's Bett gekommen. Ueber ihre fahlen Wangen rieselten die Thränen stundenlang, ihr selbst unbedacht.

Am Morgen richtete sie alles her: für den Vater das Sonntagsgewand und sein Lieblingsgericht, Nudeln mit Fleisch — dann wusch sie sich, glättete und focht die diden rothen Zöpfe kunstvoll und zog das beste an, was sich in ihrem rottemalten Koffer vorfand.

Auch auf den Gottesacker huschte Marianne und lag dort am Grabe der Mutter ein halbes Stübchen in stille Gebet.

Gegen zehn Uhr ergriff sie die Schlüssel zur Kirche und kamm die steile Thurmterre hinan.

Sie war eng und küstler, und eine aufgeschwachte Fledermaus taumelte ihr in's Gesicht. Niemals war Mariannen der Weg nach oben so schwer geworden als diesmal.

An einem Ausschnitt des Thurmes hielt sie inne.

Wie die schöne Gotteswelt! Da lag sie bunt und duftig, mit Grün und Blüten geschmückt — für alle glücklichen Menschen so lustig; — für sie, die arme Marianne? — Weiter, nur weiter —

Endlich hatte sie müde ihr Ziel erreicht.

Da hing am großen Strebebalten ihre Freundin, die Glode aus Erz, „Maria“ genannt. Wild lachend schaute Marianne hinauf.

„Sollt' auch mir heute einen Liebesdienst erwiesen!“

Drumten lag der Kirchplatz mit seinen Gräbern im Sonnenschein, und des Thürmers Tochter trat an die breite Türe, aus der r an ein feierliches Gelegenheiten die Ortsfabne stiedte.

Marianne schaute nach dem Pannbause.

Jetzt blühte ein Schuh auf, ein Zeichen, daß sich der Hochzeitszug in Bewegung setzte; das ganze Dorf war verammelt und alles lief zur Kirche, um die nach dem Gottesdienst stattfindende Trauung der reichen Creszeng zu sehen.

Marianne presste die Hände auf das müßschlagende Herz — dann warf sie noch einen Blick auf den tiefblauen Himmel — ergriff endlich das Seil und begann kräftig zu ziehen.

Aus dem ehernen Körper drangen die grossenden Töne und Marianne harnte, der Welt halb entrückt, nach dem Hochzeitszuge, der in bunter, bäuerlicher Pracht sich dem Kirchenthore näherte.

Hans Lodenbader war kein Knecht, wie er des Thürmers Tochterlein vorgelegen, sondern ein reicher Bauersohn aus Ober-Enz.

Marianne lächelte, wie abwesend — ein paar Schwalben haschten sich vor der Türe — jetzt — jetzt waren sie am Eingang bei den fünf großen alten Linden —

Jetzt auf dem Friedhof — jetzt vor der Kirche und jetzt — ging ein Gauken durch die Luft — ein bummer Fall — und die „rothe Mariante“ lag mit zerstücktem Gliedern auf dem breiten Marmor-Grabschleibe, der einst ihr Liebesglück gesehen.

Der Hans Lodenbader hat die Creszeng später doch heimgeführt — aber läuten hat er dießmal nicht lassen.

Ganz in einer einsamen stillen Ecke an der Kirchhofmauer hat man die arme Marianne zur Ruhe gelegt — ein müder weißer Rosenbusch breitet liebevoll seine Arnten und Zweige über das grüne Mädchen aus, das kein Kreuz, kein Stein schmückt.

Da schlößt es nun sich, das Stiefkind des Glücks.

Ein Oyster.

Von Kind auf war es Anna Mareitens größter Wunsch gewesen, in's Schloß zu kommen. Dit, wenn die anderen Dorfkinde, bei frohem Spiel zusammen waren, kenute sie einen gänzlich Augenblick, um ihnen zu entfliehen. Dann lief sie die Landstraße hinaus, am Gitter entlang, das den prächtigen Schloßpart von der Straße trennte, und konnte stundenlang an dem großen, wappengeschmückten Thore stehen, von dem eine schurzerade Lindenallee zum Schloß führte. Wie herrlich war auch da innen Alles: die sammetrothen Rasenflächen, der prächtige Springbrunn, die hüßlernden Platänen und das Schloß, dessen Facade hell durch das Grün der Bäume hindurchschimmerte!

Die Freunde an all dieser Schönheit wurde Anna Mareiten auch nicht geübt, als ihr eines Tages an jenem Thor der zehnjährige Junker Hans begegnete und sie, die ein paar Schritte in den Park hinein gethan hatte, mit seinen beiden Hunden hehte. Er hat'e es wohl nicht so schlimm gemeint, und sein Hauslehrer hatte ihn nachher vor Anna Mareitens Augen bitterböse ausgehollt, aber sie war doch zu Fall gekommen, und ihr rosiges, rundes Gesichtchen hatte geluldet.

Das hatte sie denn dem jungen Baron zwar nicht vergessen, doch längst vergessen, als sie nach ihrer Einsegnung das Glück hatte, als jüngste und letzte Magd in den Küchenräumen des Schlosses einen Dienst zu finden.

Da war sie Hans von der Brate zum anderen Mal begegnet. Es war an einem heißen Junimorgen, sie tam mit einem Körbchen voll Suppengrünnes aus dem Gemüsegarten, und er hatte sich im Blumengarten ein paar prächtige Nelken geschnitten, denn er wollte hinüberreiten nach Schloß Meinberg, wo seine hübschen Cousins wohnten. Am Steg, der über den Graben führte, der die Gärten trennte, hatte er ihr den Weg vertreten.

„Wie heißt Du?“ fragte er mit lachenden Augen.

„Anna Mareiten —“ sagte sie und wagte nicht aufzufahren.

Er hatte dann etwas von Bräutigam gesprochen, was sie nicht ganz verstand. Und dann hatte er ihr die schönste, rothe Rose in das dunkle Haar gestekt. Still hatte sie es geliebt. Wie im Traume war sie weiter gegangen. Und er hatte aus der Ferne noch einmal gerufen: „Anna Mareiten!“ Aber sie wendete sich nicht um.

Auch von anderer Seite erhielt Anna Mareiten manchen Günstbeweis. Ihr hübsches, unschuldiges Antlitz, ihr frisches und doch bescheidenes Wesen, ihr Fleiß und ihre Geschicklichkeit wurden ihr überall Freunde. So war ihr auch besonders Mamsell Dorch, die unumfchränkte Herrscherin in Küche und Speisekammer, zugethan. Velleicht hatte das alte, gute Jungferchen bei der Baronin ein besonderes Wort für Anna Mareiten eingelegt, denn eines Tages erschien die Schloßherrin in der Küche und schien es mit ihrem Lognetz allein auf das blutjunge Mädchen abzugeben zu haben. Seit dieser Stunde änderte sich Mandes in der Thätigkeit Anna Mareitens. Die Mamsell nahm sie unter ihre spezielle Obhut, bei der Besse der Baronin lernte sie nützen und bügeln und plätten und sticken. Und da sie zu jeder Arbeit Lust und Willen hatte, und ihr ein helles Köpfchen und stinke, kleine Finger zur Verfügung standen, so glückte es ihr in Allem.

Anna Mareiten war mit den Jahren fast unentbehrlich geworden. In der Küche verlangte die Mamsell nach ihr, sobald besonders zu ehrende Gäste im Schloß waren; die Baronin wollte von keiner anderen Hand die Ehelochade bereitet und gereicht haben, wenn sie ihre Migräne hatte; die jungen Baronessen begehrien Anna Mareitens Hilfe beim Ankleiden, wenn sie zum Balle fuhren, und der Baron erlaubte seinem anderen Diensthofen das Abhandeln seines Sarcinbittches als eben nur Anna Mareiten.

Es war in demselben Sommer, da Anna Mareiten achtzehn Jahre alt wurde, als dem jungen Baron, der vor einigen Wochen Offizier geworden war, ein Unglück zustieß: er stürzte mit rein Pferd und zog sich am Fuß eine bedeutende Verwundung zu. Die Heilung war weniger mit Gefahr verbunden, aber schmerzhaft und langwierig. Hans von der Brate nahm Urlaub und tam als Patient nach Schloß Gschebach.

Der alte Baron war mit den Töchtern in St. Moritz, die Baronin hatte öfter denn je ihre Migräne, Josef, der Diener, der sonst auch beim jungen Herrn den Dienst gehabt, war mit den Herrschaften in der Schweiz — und schließlich, wenn all das nicht gewesen wäre, es war ganz natürlich, daß Anna Mareiten für den Patienten zu sorgen hatte. Lab er verhand es, Niemand zu beschäftigen. Jede Viertelstunde hatte er einen anderen Wundsch.

Und nur Anna Mareiten konnte ihn richtig erfüllen. Der junge Baron ist sehr zufrieden gewesen mit ihr und sagte ihr das oft. Und eines Tages, als er ihr wieder Abscheu machte, hielt er ihre Hand wohl zum Wundtum lang fest, ohne daß sie das Ungehörliche der Situation bemerkt hätte. Und dann küßte er einmal ihre kleine, braune Hand und zwei Tage später auch ihre weichen, blühenden Lippen. Eine Woche darnach schenkte er ihr ein goldenes Halskettlein mit einem Herz daran. . .

Als Hans von der Brate wieder in die Garnison zurückkehrte, wachte Anna Mareiten sorgungslos. Er hatte ihr versprochen, zu schreiben, aber die Briefe blieben aus. Trodem hörte Anna Mareiten nicht auf die vielen Anträge, die sie zu dieser Zeit erhielt. Der Hofmeister war bis über die Ohren in sie verliebt und er meinte es gut und ehrlich, aber sie hörte so wenig auf ihn wie auf den Hofinspektor, der sie verfolgte, obwohl er eine Braut besaß, oder wie auf den Sohn des Pfarrers, der Mediziner war und ihr in der Stadt eine hübsche Wohnung und hübsche Kleider und ein herrliches Leben versprach, wenn sie ihn „ein bißchen lieb haben“ wollte.

Nur einmal im Jahre, zu Weihnachten, tam der junge Baron auf ein paar Tag nach Hause. Er sprach viel von der Diensthilfbürdung und gesellschaftlichen Strapazen und hatte ihr ein sehr schönes Armband mitgebracht. Sie freute sich darüber, aber wenig, als über das schlichte, dünne Kettchen, das er ihr einst gegeben. Sie meinte, damals wäre er anders gewesen — ganz anders.

Im folgenden Herbst tam die Nachricht nach Schloß Gschebach, daß Baron Hans sich verlobt habe, natürlich sehr vornehm und sehr reich. Und um Hochzeit des nächsten Jahres war die Schloßherrin Anna Mareiten hatte selbst in der Schloßkapelle den Altar geschmückt. Wie viel Thränen sie dabei gemeint, wußten nur die steinernen Engel an der Kanzel. Sie that ihre Pflicht und ihre Arbeit wie sonst, auch in ihrem Aushern gewahrte man tam eine Veränderung, aber sie mußte sich doch ganz geändert haben, denn wie hätte sie sonst den Dienst tündigen können. Die Baronin vermochte es nicht zu begreifen. Warum denn nur, Anna Mareiten? „Ich will — heirathen, Frau Baron!“ Da hatte die gnädige Frau laut aufgeschrien, aber als sie den Erlörenden erfahren, da hatte sie die Hände über dem Kopfe zusammengeschlagen.

„Hast Du denn den ganzen Bestand verloren, Kind?“

Seit dem Herbst hatte er Anna Mareiten mit seiner stillen schlichteren

Liebe umschwärmt, ein junger bildhübscher Bursche vom Hofe, der eine Kutschertelle hatte. Er hatte es nie geglaubt, daß er, arm und niedrig gestellt, wie er war, jemals die Erfüllung seiner Wünsche erleben würde. Seine Glückseligkeit hatten Anna Mareiten gerade seine Bescheidenheit und den bestimmt.

Nach ein paar Wochen war Hochzeit — und dann tam eine glückliche selige Zeit für den jungen Gatten, der mit seinem Glück auch Anna Mareiten ansteckte. Wenn sie Abends nach gethaner Arbeit vor ihrem Häuschen saßen, Hand in Hand, still und ruhig, wie es des wahren Glücks Eigenschaft ist, da meinte auch sie, wunschlos zu sein.

Obgleich inzwischen auch der Hofinspektor geheirathet hatte, verfolgte er doch nach wie vor Anna Mareiten. Als er einmal gar zu zudringlich wurde, wies sie ihn scharfer denn sonst ab. Das vergaß er nicht. Ihr Mann mußte es entgelten. Bei der nächsten, gesuchten Gelegenheit verlor er seinen Dienst. Nun, er hatte tröstliche Arme, jungen Muth und ein braves Weib, ihm graute nicht. Er nahm die erste, beste Arbeit, die sich ihm bot. Er ging in einen unfernen Steinbruch, der einem städtischen Unternehmern gehörte. Und eines Tages brachte man ihn mit zerstückelten Gliedern heim. Sein Sturz war ein eigenes Versehen, die Folge von etwas muthwilliger Kühnheit gewesen; es sah schlecht um die Verforgung aus.

Monatelang lag er zu Bette, dann erklärte der Arzt, er würde immer ein Krüppel bleiben. In dem kleinen Häuschen sah es längst nicht mehr so schmad aus wie ehemals, und Anna Mareitens Hände waren längst rüßig und rau geworden. Sie arbeitete in und außer dem Hause für Zwei, vom Morgen bis zum Abend. Manchmal wurde es ihr gar zu traurig zu Muth, aber dann dachte sie an ihr nahes Mutterglück. Der Gedanke ließ sie neu aufleben. Und als der hübsche, gesunde Junge geboren war, da war sie wieder glücklich wie zuvor. Das Gefühl der Sorge für den Kleinen, diese Liebe, in der sie sich mit ihrem Manne begegnete, gab ihr Stärke, Trost und Vertrauen.

Da tam an einem stürmischen Herbstabend die Baronin vom Schloß herüber. Der Diener brachte einen großen Korb voll Geschenke, die Baronin war von einer überfließenden Freundlichkeit, die Anna Mareiten um so mehr in Staunen versetzte, als sich die Schloßleute bisher ziemlich von ihr zurückgezogen hatten. Ihre Diensthilfbürdung, ihre Heirath und am meisten die wohl nur halb gekannte Streit-Affaire mit dem Hofinspektor hatten erstlich die Herrschaft bestimmt. Die Baronin erzählte viel, auch im Hause ihres Sohnes in der Residenz sei das Elternbild eingeleitet, die junge, gnädige Frau sei aber sehr lebend, mit der angenehmen Amme auf dem „düpirt“ worden, man müsse auf das Schnellste Ersatz haben. . . ob denn nicht Anna Mareiten. . . Sie solle es gut haben, 32 Mark die Woche, und Alles nach Wunsch, für das eigene Kind könne sie sich eine ordentliche Frau zur Pflege ausmachen, zudem müsse ihr Mann ja doch noch zu Hause bleiben. . .

Anna Mareiten dachte an das Geld, und wie viel sie sparen könne. Das würde ihre Wirkthafft wieder in die Höhe bringen, vielleicht erübrigte sie auch soviel, daß ihr Mann in naben Badeorte einige Bäder nehmen könnte, von denen der Arzt gesprochen hatte, und schließlich tam so dem eigenen Kinde zu staten, was sie dem r. und n opierte. Sie willte ein, und h it es nicht zu bereuen. Die wenigen Briefe, die sie von ihrem Manne erhielt, — schreiben war einmal nicht seine Sache, und außerdem sollte ihr jede Aufregung fern bleiben — befriedigte n sie, zu Hause ging Alles den Verhältnissen nach gut und sie sah getrostler in die Zukunft. Sie selbst hatte es in der That gut, und nun betümmerte sie eigentlich nichts mehr, als die oft zu weitgehende Freundlichkeit des glücklichen Vaters, der in seiner Fürsorge eigentlich mehr an die Amme, als an sein Kind zu denken schien. Er machte ihr auch viele Geschenke, sie nahm sie hin wie einen Lohn; wollten sie etwas anderes haben, so verstand sie es nicht. Sie brauchte keinen Augenblick um ihres Herzens Ruhe in Angst zu sein, ihr Herz gehörte in das kleine Dorfhäuschen — den Traum und Raufjungherz treibt Sorge und Schmerz in alle Winde.

Und doch war sie froh, als der Tag der Heirath kam. Zulezt war ihr doch das Benehmen des Barons eine Last geworden. Im vierundzwanzig Stunden früher, als sie eigentlich beschäftigt, reiste sie heimwärts. Von der kleinen Bahnstation ging sie durch den Wald dem Dorfe zu. Unterwegs malte sie sich die Stunde des Wiedersehens aus. . . Wie würde ihr Kind aussehen, würde es wie ich geliehen sein, wie in der kleinen Wirkthafft aufstehen! Nun, jetzt konnte ja Alles gut werden.

Eben trat sie aus dem Wald, dicht vor ihr lag das Dorf, das nächste Häuschen war ihr Heim. Sie fühlte noch einmal nach der Tasche, in der sie die staltliche, ersparte Summe verwahrt — ein heißes Dankgefühl durchwoogte ihr das Herz, die Rührung stieg ihr bis zur Kehle und in die Augen, sie hätte weinen mögen.

Glückend Schrittes ging sie auf die Hausthür zu, leise durchschritt sie den gepflasterten Fluß, und leise öffnete sie

die Stubenthüre. . . Ganz still war's drinnen. . . Die Uhr tickte und die regelmäßigen Atemzüge des schlafenden Mannes unterbrachen einzig die Stille. Anna Mareiten küßte den Schläfer nach. Wie um auszuruhen nach einem langen, beschwerlichen Wege lehnte sie ihren Kopf einen Augenblick an seine Schulter. Dann aber fuhr sie hastig empor und ihre hübschen Augen leuchteten auf, wie nur eine junge Mutter in ihrem Glücke ausschauen kann, und ihre Stimme zitterte vor freudiger Ungeduld.

„Unser Kind!“ Sie wollte in das nebenanliegende Gemach treten, da sah sie, wie ihr Mann sich zum Fenster wandte, daß sie sein Gesicht nicht sehen konnte, aber sie sah doch, wie sein ganzer Körper zusammenschauerte. Und von einer plötzlichen, narrenlosen, unerklärlichen Angst ergriffen, schrie sie: „Frieder — unser Kind!“

„Tobt!“ — sagte er, ohne sich zu rühren.

Mit einem marktschreiernden Schrei rief Anna Mareiten auf einen Stuhl gefunken. . . Nach einer Weile erst krachte sie ruhig: „Wie ist's gekommen, Frieder!“ Die Flasche ist ihm nicht bekommen, gleich vom ersten Tag an. . . Und davon hast Du kein Wort, geschrieben! Kein Wort, daß es krank war! . . . Ach häßt' es doch noch einmal leben können! Frieder, Frieder, warum hast Du mich so heimtuehen lassen?“ Ein wildes, thänenloses Schlußchen erschütterte ihre Stimme.

Er war zu ihr getreten und erzählte. Aus dem Schloß waren sie alle Tage gekommen und hatten ihn gebeten und beschworen und befohlen, ihr ja nichts zu saen, des anderen Kindes wegen.

Lange saßen sie dann still beieinander. Die Abendsonne roob um die beiden aneinander gelehnten Köpfe ihren goldenen Schein. Und in all ihrem Unglück fühlte sie ein Glück, das schönste vielleicht, das die Erde hat, das Bewußtsein völliger, durch nichts zu trennender Zusammengehörigkeit. Fester zwang sie zu einander, heiliger als Pflichtenwort trauete sie ihr Schmerz und ihre Armut.

Heinrich Förster.

Zweiter Act.

Ein Bauer, der eine fette Sau zu verkaufen beabsichtigt, hielt mit seinem Gespann auf dem Marktplatze von Hensburg. Während er noch vergeblich nach einem Käufer für sein vortheilhaftig aussehendes, entwickeltes, mittelbar neben ihm ein lebhafter Hahn um seiner Annsicht nach recht winzige Wägel, welcher mehr und mehr seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Matrosen eines von überseeischer Reife fochten zurückgelehnten Schiffes hatten einige sprechende Papageien mitgebracht, welche sie gleichfalls auf dem Markte abzusehen suchten. Der Bauer wurde immer heftiger, als er die geforderten Preise vernahm, und sperrte vor starkem Erschauern den Mund auf, als wirklich ein solcher Raal, der noch seinem Ermessen kaum auf 1 Pfund Fleisch zu taxieren war, für den Preis von 20 Speziesthalern (1 Speziesthal gleich 1/2 Thaler preußisch) verkauft wurde. — „Dummeslag!“ — sagt sich der Bauer in seinem lieben Gemüth. — „Habt die Papagei upstunns so in Pries!“ Du heft jo noch zu Hus den olen Ganner (Gansferich). De betakht did dann ja beeder als dat Ewin!“ Sein Hof liegt unmittelbar vor Hensburg; kurz entschlossen springt er auf den Wagen und jagt, was die Pferde laufen können, heimwärts, um die Sau gegen den alten Gansferich umzuverkaufen. Ein Metzger in der Nordstraße, der vom Kestler aus in den vorübergehenden Bogen sieht, ruft dem Bauern zu: „Wot fall dat Ewin gellen?“ — erhalt aber nur die Antwort: „Sol' mi nich up, it heft teen Tid!“ — Nachdem der Umtausch vollzogen war, ging es in demselben Tempo zum Markte auf den alten Stand zurück, wo der Papageienhandel noch munter im Gange ist. Mittlerweile findet sich auch ein Kaufliebhaber bei dem Bauern ein und fragt: „Wat soll de ol Ganner gellen?“ — Der Bauer muskelt mit beiden Händen in den Hofentastern erst von ober herab den Frausteller auf seine Kauffähigkeit, zieht die Augenbrauen in die Höhe und sagt dann mit großer Kraftlosigkeit: „Zwintia Speziesthal!“ — „Du büst jo wot verlost!“ — entgegnete der Käufer — „de ol Ganner is ja knapp twee Speziesthal wert.“ — Achselzuckend erwidert der Bauer mit einer Handbewegung gegen die Papageien: „Die Papels sind upstunns so biert!“ — „Ne, de de!“ — rief der Andere, — „de tant jo swever of snaden!“ — „Ja, snaden — snaden kann he nich.“ — antwortete der Bauer mit schlosem Blickeln — „äwer he bentt sin Deel.“

Fr. v. Levehom.

Lenz, nun wehen deine Lüfte, Von neuem Werden froh durchkühnt; Der Winter schwand in seine Gräfte, Und Alles Auferstehung mahnt.

Nun regen sich der Dichter Schwingel, Auch ich — du siehst's — kann schweigen nicht;

Und doch — wozu dich, Lenz, besingen? Du bist ja selber ein Gedicht!

P. S. I. R. I. U. S.

— Das Schicksal gleicht zuweilen einem it-strangen Lehrer, der die schlichten Kinder nicht bessert, sondern verstockt macht.